

FRIEDERIKE SCHMÖE

Still und starr ruht der Tod

*Ein bitterböser
Weihnachts-
krimi*

Original

GMEINER



FRIEDERIKE SCHMÖE

Still und starr
ruht der Tod

GENUSS UND TOD Simone freut sich auf die Vorweihnachtszeit in ihrer alten fränkischen Heimat, bei ihrer Freundin Rita. Doch schon am ersten Abend kommt es zum Konflikt: Die ehemalige Stimmungskanone Rita hat sich in Simones Augen verändert, ist intolerant und verbittert. Trotzdem bleibt Simone zunächst bei Rita in Bamberg. Sie möchte an den Treffen des Literatur-und-Fress-Zirkels teilnehmen, den Rita ins Leben gerufen hat. Man trifft sich wöchentlich reihum, um zu kochen und über Literatur zu plauschen. Vom ersten Treffen ist Simone enttäuscht: Die Teilnehmer kommen ihr spießig vor, die Gespräche über Bücher sind ein Witz. Sie überwirft sich mit Rita. Zum nächsten Treffen im Fichtelgebirge fährt Rita allein – und kommt nicht zurück ...



Friederike Schmöe wurde 1967 in Coburg geboren. Sie ist Dozentin für Linguistik, gibt Kreativitäts-Kurse für Kinder und Erwachsene im In- und Ausland und begann im Jahr 2000 mit dem Schreiben: Seitdem hat sie etliche Kriminalromane und Krimikurzgeschichten veröffentlicht.

Andere Fälle für Katinka Palfy:

Rosenfolter (2012)

Lasst uns froh und grausig sein (2011)

Süßer der Punsch nie tötet (2010)

Spinnefeind (2008)

Pfeilgift (2008)

Januskopf (2007)

Schockstarre (2007)

Käfersterben (2006)

Fratzenmond (2006)

Kirchweihmord (2005)

Maskenspiel (2005)

Weitere Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Wasdunkelbleibt (2011)

Wernievergibt (2011)

Wieweidugehst (2010)

Bisduvergisst (2010)

Fliehganzleis (2009)

Schweigfeinstill (2009)

FRIEDERIKE SCHMÖE
Still und starr
ruht der Tod

Ein bitterböser Weihnachtskrimi

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2012

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ultramarin – Fotolia.com
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3955-1

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

PROLOG

Es gibt Momente, in denen man einfach tut, was getan werden muss, in denen das Leben einem die Regieanweisung ganz deutlich gibt. Und so kam es, dass die drei im Wagen saßen und vergeblich versuchten, dem Tod, den ihnen der kalte oberfränkische Winter bringen würde, zu entkommen. Endlich keine Diskussionen mehr! Und getrauert hatte ich schon vorher genug.

Ich habe nichts anderes gemacht, als eine geniale Chance beim Schopf zu packen. Den Rest hat der Wagen gemacht. Die elektronische Türverriegelung, um genau zu sein. Du steigst aus, wirfst die Tür hinter dir zu, machst einmal ›klick‹, und man kriegt die Türen von innen nicht mehr auf, so sehr man auch rüttelt, an die Fenster trommelt und kreischt. Selbst die Fenster lassen sich nur elektronisch öffnen, daher ist hier genauso wenig ein Ausstieg zu erhoffen – nichts zu machen. Sobald die Karre steht und der Motor aus ist, schaut's mau aus. Ich sah Frau 1 rumschreien. Der Luftschwall aus ihrem Mund ließ die Scheiben von innen anlaufen. Frau 2 wandte sich dem Mann zu. Sie schlüpfen in ihre üblichen Rollen. Füllten sie voll aus. Darin waren sie ganz groß.

Ich stapfte rasch davon. Der Hang war steil, eine gewundene Straße quer durch Fichten, die den Frankenwald im Winter noch finsterner machten, da half selbst der Schnee nichts. Im weißen Gestöber streckte ich meine Hand nach vorn, erkannte sie kaum noch. Weit bergabwärts konnte ich das gelbe Blinken des Schneepfluges sehen. Es würde eine Weile dauern, bis er die Serpentina von Förtschendorf auf die Höhe heraufgebrummt kam. Die Flocken blieben in meinen Wimpern kleben. Ich zog die Mütze tief ins

Gesicht, ignorierte das stahlharte Hämmern meines Herzens. Entschlossen trat ich von der Straße ins Unterholz. Die Herrschaften im Wagen würden noch ein paar Minuten leben.

Das sind Momente, in denen du dir denkst, du könntest noch alles rückgängig machen. Nicht wie eine Hochzeit, eine Schwangerschaft oder eine Führerscheinprüfung. Wenn's damit losgeht, steckst du schon mittendrin im Schlamassel. Nein, ich weiß, ich hätte zurückgehen können, mich hinters Steuer klemmen und losfahren. Nichts wäre passiert. Aber die Chance, diese einmalige Chance ... ich hatte sie alle beisammen: den Mann, Frau 1 und Frau 2. Keine Zeugen. Keine Warnblinkanlage, kein Abblendlicht, nicht mal Standlicht. Na gut, vielleicht kamen sie selbst auf die Idee, es anzuschalten. Wahrscheinlich blieb ihnen dazu keine Zeit, weil sie ja immer erst alles ausdiskutieren mussten. Und weil sie sich dabei meist übel in die Haare gerieten.

Niemand wusste, dass wir zusammen hier heraufgefahren waren. Dass wir eigentlich in Lauenstein Pralinen besorgen wollten, erst degustieren, dann kaufen. Ab Fabrik. Die jährliche Geschenkejagd für Weihnachten. Dass wir unerwarteterweise beinahe in den Verwehungen stecken geblieben, in Ludwigsstadt umgekehrt und zurückgefahren waren. Dass der spontane Plan vorsah, in Kronach in der Kaiserhofbräu einzukehren. Keiner war eingeweiht, niemand hatte uns zusammen gesehen.

Ich würde nichts rückgängig machen. Ich nicht. Ich ließ nicht alles mit mir anstellen. Irgendwann war mal Schluss. Auch ich hatte meinen Stolz.

Der Sturm schüttelte die Fichtenwipfel. Minus 15 Grad. Sturmtief Tanja. Der Wagen, so sah ich, als ich mich zwi-

schen den massiven Stämmen ein letztes Mal umdrehte, war schon bis zu den Scheinwerfern zugeweht.

Ich schlitterte durch den Tiefschnee den Berg hinab. Der Ort unten im Tal lag an der Bahnlinie, auf der die ICEs von Berlin nach München durch die Berglandschaft rauschten. Ich würde irgendeinen Bummelzug nehmen und heimfahren. Niemand würde mich erkennen. Ich würde warten, ob jemand mit Mitleid im Blick mir die traurige Nachricht überbrachte. Wobei ich bezweifle, dass ich trauern würde. Hatte ich doch längst. Irgendwie war das alles jetzt einfach abgehakt.

DIENSTAG, 4.12.

I

Simone staunte nicht schlecht. So hatte sie Bamberg gar nicht in Erinnerung. So verschneit. Man hätte mit Skiern durch die Innenstadt gleiten können. Das hatte sie noch nie erlebt.

Aber sie war seit Jahren weg. Genauer gesagt, seit gut 20 Jahren. Seit der Magisterprüfung. Es hatte sie in wärmere Gefilde gezogen. Sie liebte die französische Sprache und zog nach Aix-en-Provence. Verliebte sich, wurde schwanger, heiratete, durchlebte 20 Jahre voller Hochs und Tiefs. Ein Durchschnittsleben, denn schließlich ging es allen so. Nur das Ende des knappen Vierteljahrhunderts war eine einzige Misere. Jean-Claude hatte ihr am 31. Oktober eröffnet, dass er ein Kind mit einer anderen bekam. Er war 45, und sie hätte ihn am liebsten umgebracht.

Noch mal ein Kind. Für Jean-Claude und seine Neue bedeutete es noch mal ein neues Leben, eine Zukunft, während der Lebensabschnitt, in dem man sich um Kinder kümmerte und sie aufwachsen sah, für Simone definitiv zu Ende war. Sie fühlte sich ausrangiert. Alt. Sie litt. Das Haar fiel ihr aus. Das dicke, honigblonde Haar, das zu tönen sie sich weigerte. Das ihr in vollen, geraden Strähnen bis knapp auf die Schulter reichte. Sie musste es abschneiden. Der Friseurbesuch war der eigentliche Einschnitt. Simone musste schmunzeln, als ihr das Wortspiel auffiel. Seit Jahren hatte sie nicht mehr auf Deutsch gedacht. Nur auf Kommando, auf Wunsch, um es zu probieren. Sie dachte auf Französisch, träumte auf Französisch und manchmal geschah es, dass ihr ein deutsches Wort nicht mehr einfiel.

»Das Haar wächst schon nach«, hatte Rocco sie getröstet. Als Friseur war er an ganz andere Dramen gewöhnt. Krebsglatzen, Brandwunden, er hatte in Erinnerungen geschwelgt. »Haarausfall aus Kummer, das passiert eben, Madame, das kommt in den besten Familien vor. Nach einem Jahr, Sie werden sehen, haben Sie den Kerl vergessen!«

Der Kerl. Er war 20 Jahre lang ihr Ehemann gewesen. Sie hatte viel investiert. Ihm hinterhergeräumt, seine arrogante Familie ertragen, seine wichtigtueriesche Schwester, seinen dominanten Vater, mit dem Jean-Claude beinahe jeden Abend telefonierte. Seine Mutter Irène, na gut, die war ein bisschen durchgedreht. Im guten Sinn. Sie hätte perfekt in das Paris der 20er Jahre gepasst. Mit ihren langen Ohrhängern, den schmal geschnittenen Kleidern und dem Pagenkopf, einer Frisur, von der sie auch im Alter nicht abrückte. Simonés Schwiegermutter war nie ein Familientier gewesen, hielt sich bei Treffen abseits, ein wenig spöttisch, ein wenig ironisch, immer mit einem Schmunzeln in den Mundwinkeln und einer Zigarette in der Hand, in einer Zigarettenspitze natürlich. Irène. Simone lächelte in Erinnerung an ihre Schwiegermutter. Irène war cooler, lässiger, entspannter als alle anderen in der Familie Mathieu. Cooler als Simone, das auf alle Fälle. Für Natalie war sie nie die typische Großmutter gewesen. Natalie hatte unter Irènes Aufsicht ihre erste Zigarette geraucht. Und ihren ersten Joint. Eine Großmutter brachte der Enkelin das Kiffen bei, das musste man sich mal vorstellen. Irène war der Meinung, es wäre besser, Natalie probierte es in ihrem Beisein als in Begleitung eines Kerls, in dem die Hormone brodelten.

Vor zwei Jahren war Irène gestorben. Ein Schlaganfall. Ganz plötzlich, als sie am Flughafen in Marseille den

Zubringerbus nach Aix besteigen wollte. Sie setzte ihren Fuß auf die unterste Stufe – und war tot.

Ein Ableben, wie es zu Irène passte. Danach musste die Familie Mathieu feststellen, dass Irène mit ihrer Nonchalance die Familie zusammengehalten hatte. Die einzelnen Familienmitglieder davor bewahrt hatte, einander an die Gurgel zu gehen. Obwohl sie immer betont hatte, wie wenig sie sich als Familienmensch sah. Simone stiegen die Tränen in die Augen, als sie an Irène dachte. Sie umfasste den Becher mit dem Glühwein fester. Ihr Blick kletterte die beleuchteten Fassaden der Häuser an der Oberen Brücke hinauf. Bamberg hatte sich gemausert. Es gab jetzt so etwas wie eine *Szene*. Ein paar buntere, kreativere Leute als damals, als sie mit dem Studium angefangen hatte. Simone kam gar nicht nach, die vielen neuen Cafés und kleinen Läden durchzutesten, die rund um das Alte Rathaus, in der Sandstraße und auf der Seite der früheren Bürgerstadt aus dem Boden gewachsen waren. Einzelne Straßen waren zu Kreativmeilen geworden. Sogar die Weihnachtsbeleuchtung in diesen Ecken und Winkeln wirkte witziger als die Behänge aus Glühbirnen mit Grünzeug, die traditionsgemäß im Auftrag der Stadt installiert wurden. Simone fragte sich, ob man in der Zeitung immer noch die aufregende Information lesen konnte, wie teuer jedes Weihnachten die Illumination der Innenstadt im Vergleich zum Vorjahr kam. Trotz aller Veränderung war eines gleich geblieben: Auf dem Weihnachtsmarkt konnte man 2012 das gleiche Kleinzeug kaufen wie seit Menschengedenken.

Vielleicht gar nicht dumm, dachte Simone. Derartig unwichtige Dinge vermitteln einem das Gefühl von Stabilität, die es im Leben in Wahrheit nicht gab. Nach dem Tod ihrer Schwiegermutter war alles aus dem Ruder gelau-

fen. Jean-Claude hatte eine Affäre angefangen, die neue Frau geschwängert und Simone verlassen.

Klar. Wenn man evolutionsbiologisch dachte, und das tat Jean-Claude als Biologe, dann hatte Simone ihren Nachwuchs großgezogen und brauchte keinen Mann mehr. Für Jean-Claude begann noch einmal alles von vorn. Freude und Leid. Simone stellte sich vor, wie Irène an ihrer Stelle reagiert hätte. Vermutlich mit einem Besuch im Schönheitssalon, der nicht vom Haarausfall diktiert war. Selbstverständlich hätte sie lässig mit einem Scheck ihres Mannes bezahlt.

Als Nächstes verschwand Natalie – nicht aus ihrem Leben, aber aus ihrem Alltag. Sie hatte schlicht keine Lust mehr, mit ihrer Mutter zusammenzuleben. Sie war 20. Alt genug. Simone selbst hatte schon mit 19 das Nest der Eltern verlassen. In einer WG gewohnt, aber immerhin in derselben Stadt. Natalie zog nach Paris, das war mit dem TGV nicht weit, es gab Leute, die berufsbedingt von Aix in die Hauptstadt pendelten. Paris erschien Simone wie ein anderer Stern. Im Apartment der Großmutter wollte Natalie wohnen. Sie wollte Freunde finden, Sachen ausprobieren. Ohne einen Plan. Für Natalie öffnete sich gerade die Welt.

»Schreib dich wenigstens für ein Studium ein!«, hatte Simone ihre Tochter angefleht. Auf dem Ohr war Natalie taub. Sie wollte rumgucken, testen, experimentieren. Am bittersten war das Gefühl, Natalie hätte nur auf den Moment gewartet, an dem ihr Vater auszog, um selbst ausbrechen zu können. Nichts wie weg aus dem freudlosen Haus in dem Dorf, das man von Aix mit dem Bus erreichte, aber nur bis halb sieben am Abend, nichts für ein junges Mädchen, das war Simone klar.

Ich hätte keine Kraft mehr, ein Kind aufzuziehen, dachte sie. Ein Baby vielleicht, aber die Schulzeit, die Kämpfe um Hausaufgaben und Noten. Die Pubertät, das Gerangel, die mühsam ausgefochtenen Kompromisse, die erste Liebe und die Tränenströme. Sie gab den Becher ab. Pfand war etwas Deutsches, in Frankreich unüblich. Pfand. Sie lächelte. Einfach über das Wort.

Es war schön, wieder zu Hause zu sein.

2

Rita saß über einen Stapel Unterlagen gebeugt, als Simone heimkam. Das Wohnzimmer quoll über vor Büchern, Notizen, Kladden, Ausdrucken, Schnellheftern, Sammelmappen. Auf dem Sofa, dem niedrigen Tisch, dem Parkettboden stapelten sich die Zeugen einer literaturvernarrten Arbeiterin.

»Hallo!«, rief Simone, während sie aus den Stiefeln schlüpfte und den Mantel an die Garderobe hängte. »Störe ich?«

»Du kannst nicht stören.« Ritas rauchige Stimme klang ein klein wenig gehetzt. Als ginge Rita nichts schnell genug. Weil so viel zu tun war und Ritas To-do-Liste nie kürzer wurde. Simone wollte nicht darauf achten.

»Arbeite ruhig weiter.« Sie streckte den Kopf ins Wohnzimmer. »Soll ich uns was kochen?«

Rita grinste. »Ich würde sagen, wir bestellen eine Pizza. Wie in alten Zeiten!«

Auch Simone lächelte. Sie und Rita hatten zusammen studiert. Sich am allerersten Tag in der Uni kennen gelernt.